

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 143.

Berlin, Dienstag den 30. November

1847.

### Frankreich.

#### Französische Corruption und deutsche Gemüthlichkeit.

Aus einem Romane von Balzac.

Die Zeitungen, die europäischen Rundschafter, die sich einander jede Begebenheit nachzählen und sie im kleinsten Winkel der Erde verbreiten, haben in neuester Zeit schwere Anklagen gegen den sittlichen Zustand von Frankreich aus Tageslicht gebracht. Noch ehe diese Thatfachen sich herausstellten, hatten französische Romane ein graufiges Spiegelbild ihrer Zeit geliefert, dessen Wahrheit erst jetzt recht einleuchtend geworden, seit man eingesehen muß, daß der Mord einer tugendhaften Gattin, wie er in Wirklichkeit vorgekommen, den Schriftsteller gleichsam rechtfertigt, der einem Vater Waffen in die Hand giebt, um seinen verberberischen Sohn zu strafen, wie Eugen Sue bekanntlich in seinen „Memoiren eines Kammerdieners“ gethan. Freilich sollte die Kunst sich nicht herabwürdigen, die Verirrungen der Natur zu schildern; die Unnatur ist kein Gegenstand der Kunst. Die Werke von Eugen Sue können deshalb auf ihren Stempel keinen Anspruch machen, aber wohl auf eine gerechtere Beurtheilung, als ihnen in letzter Zeit zu Theil geworden. Als Sitten- und Charakter schilderungen behalten sie immer ihren Werth. Sue lehrt allerdings das Laster kennen, aber nicht lieben, man kann ihm wenigstens in seinem letzten Romane nicht vorwerfen, daß er es reizend schildert, sondern immer abscheuerregend, selbst da, wo die französische Triviolität sich unleugbar geltend macht: in der heimlichen Leidenschaft des Dieners für seine Gebieterin. Daß aber dennoch Gefahr in dieser Lektüre liegt, wer wollte es leugnen! je schärfer das Messer, je weniger eignet es sich zum Spielwerk der Unmündigen; selbst die abschreckendste Schilderung der Sünde vermag in ein unerfahrenes, aber zum Bösen reifes Gemüth Zündstoff und in den Sinn der Unschuld Schatten zu werfen. Eben so gefährlich kann auch der falsche Nimbus wirken, den der Autor einigen seiner Bösewichte ertheilt; in früherer Zeit wäre nur ein unschädlicher und komischer Rinaldo-Rinaldini-Enthusiasmus in den ungebildeten Klassen dadurch vielleicht hervorgerufen, jetzt aber sind verkehrte Begriffe ein gefährliches Ferment zu den Gährungen, welche in den unteren Schichten der Gesellschaft immer mehr bemerkbar werden. Es ist deshalb zu bedauern, daß Eugen Sue, bei seinen grundsätzlichen Ansichten von Christenthum und Sittengesetz, durch die allgemeine Lesewuth zum Volkschriftsteller gemacht wird, und daß die Kritik unserer Tage so vornehm ist, jeden Liebling der Menge von ihrem Forum auszuschließen oder vielmehr kurzweg zu verdammen, anstatt ihn wo möglich zu belehren und zu bessern, oder wenigstens das Urtheil über ihn zu berichtigen. Ein Darstellungstalent, wie es Eugen Sue besitzt, wird sich immer siegreich in der Unterhaltungs-Literatur zu behaupten wissen und hat ein Recht auf die Beachtung der Kritik. Diese apologetische Abschweifung soll direkt zu dem Gegenstande dieses Aufsatzes zurückführen, nämlich zu Balzac, dem eigentlichen Begründer des neufranzösischen Sittenromans, den Sue nur weiter und erfolgreicher ausgesponnen und wodurch er seinen Vorgänger in den Hintergrund gedrängt hat.

Balzac gab in seinem „Père Goriot“ den ersten schauerlichen Grundton an zu diesen traurigen Variationen menschlichen Glends und Verderbens, die nur zu grell und wahr klingen. Die Romane von Balzac haben mehr künstlerischen Werth, als die von Sue, er zeichnet seine Charaktere mit mehr Fleiß und Studium, er läßt sich kein Haschen nach Effekt, keine Uebertreibung zu Schulden kommen und besitzt die Würze echten Humors, die am sichersten vor Schalheit, so wie vor Ueberschwänglichkeit bewahrt. Nichtsdestoweniger sind Balzac's Romane bei uns fast in Vergessenheit gerathen. Der Zweck dieses Aufsatzes: seine Verdienste anzuerkennen und ins Gedächtniß zurückzurufen, dürfte deshalb wohl gerechtfertigt erscheinen, besonders da eines der neuesten Erzeugnisse des Autors der deutschen Gemüthlichkeit ein so reichhaltiges Lob spendet und sie gleichsam als Veröhnung neben die französische Ueberkultur stellt.

Das Werkchen heißt „Betteur Pons, oder die armen Verwandten“ und ist eine erschreckende Beweisführung, wie Habsucht und Bosheitlichkeit, die Krebschäden der französischen Zustände, schon tief in das Geäder des Familienlebens gedrungen sind, wie überall Genußsucht und Eitelkeitszwecke die Triebfedern jeder Handlung sind und namentlich die erstere in den unteren Volksklassen überhand nimmt. Balzac reiht seine Beobachtungen an den Faden einer Erzählung, die Wort für Wort aus dem Leben gegriffen zu seyn scheint und die durch die feinste Pinselführung sich zu einem echten Genrebilde des Pariser Lebens in den dunkleren Regionen gestaltet. Die beiden Hauptfiguren sind mit

unverkennbarer Vorliebe bis in die kleinste Herzensfalte ausgeführt, der Betteur Pons, ein alter Franzose von Ehemals, und sein deutscher Freund Schmude, mit dem Stereotypausdruck der in Frankreich so gedachten deutschen Eigenthümlichkeit, deren Konterfei im vorliegenden Falle mit wahrhaft herzzgewinnender Wärme gezeichnet ist und uns keinesweges Unehre macht, wenn auch das Gemüth auf Kosten des Verstandes hervorgehoben wird. Schmude ist nämlich eine heilige Einfalt, ein argloses Spielzeug aller Betrüger und Heuchler, seine Gutmüthigkeit und die Innigkeit seiner Empfindung wird gewiß das Auge mancher Leserin mit Thränen füllen. Er ist alt und häßlich, so häßlich, daß er und der einzige Gegenstand seiner Zuneigung, der alte Pons, auf der Straße den Beinamen „die Ruffnacker“ bekommen haben. Seiner Profession nach ist er ein Musikus, der bescheiden sein Leben durch Klavierstunden fristet, aber Abends führt er, sich selbst unbewußt, die Schönheit und die Poesie, in Gestalt einer Beethoven'schen Sonate, über die Tasten in seine düstere Stube und beglückt dadurch und durch seine rührende Liebe seinen alten Pons. Dieser ist auch Musikus, er hat es aber bis zu einer Dirigentenstelle im Orchester eines Theater-Unternehmers gebracht und besitzt überhaupt mehr Geldmittel als sein Freund, den er zu sich ins Haus genommen, um ihm die Wohnungsmiethe zu ersparen. Der alte Pons ist indessen nicht minder originell; die Grundzüge des französischen Charakters von Ehemals: Feinheit des Geistes, Lebensklugheit, Freundlichkeit, Geselligkeitstrieb und eine Dosis Vergnügungssucht, sind treffend angedeutet; bei dem guten alten Pons beschränkt sich die letztere jedoch auf die Leidenschaft für ein ausgefuchtes Mittagessen. Ein solches zu erobern, wendet er alle erlaubten Mittel an und sucht sich zu diesem Zwecke besonders bei seinen Verwandten einzuschmeicheln, die sich eine Stellung in der Welt erworben haben und ein gastfreies Haus machen. Freilich ist der Verwandtschaftsgrad sehr entfernt mit allen diesen Familien, und sie sehen sämmtlich den armen alten Betteur mit scheelem Auge an, sie haben es sogar vor ihren Diensthofen kein Pehl, wie sie sich seiner untergeordneten Stellung schämen und seine Armseligkeit verachten; der Betteur Pons muß die fetten Bissen ihres Mahles mit dem Bermuthskelch der Demüthigung genießen. Dennoch vermag er denselben nicht zu entsagen, seine feine Zunge siegt immer wieder über sein feines Gefühl; er kann sich nicht entschließen, anderweitig sein Gaumengelüste zu befriedigen, weil dies zu kostbar seyn und das large Budget überschreiten würde, welches er sich gestellt.

Er ist übrigens keinesweges so arm, wie seine Verwandten glauben, aber er braucht sein Geld zu anderen Zwecken, für die sie kein Verständniß haben, er ist ein Sammler. Seit langer Zeit verwandte er alle seine Mittel und seine Mußstunden auf die Jagd von Kunstfachen, unermüdet kämpfte er um die Wette mit trödlischen Spürhunden und war überglücklich, wenn er sie von der Fährte abgeleitet oder sie in Lug und Trug überlistet hatte. Der Sammelgeist hatte nach und nach ein vollständiges Museum in seiner bescheidenen Behausung geschaffen, das werthvoller ist, als manches mit zehnfachen Kosten begründete, weil Pons alt ist und schon mit Kennerblicken Kunstwerke aus der Dunkelheit hervorzog, als sich noch Niemand sonst in Paris mit denselben beschäftigte; Liebhaberei und Gewinnsucht haben jetzt diesen Zweig zu einem der lukrativsten gemacht. Der Betteur Pons besitzt also in seinem Kunstkabinet einen Schatz, vor dessen baarem Werthe seine vornehmen Verwandten Achtung haben würden, den er aber wie seinen Augapfel hütet und liebt. Seinetwegen ist er fremdes Gnadenbrod, seinetwegen trägt er noch seine Kleider von ehemals, einen Spenser über den Frack, was seine Keckheit mit einem Ruffnacker nur noch vermehrt.

Pons ist aber ein rechtlicher Charakter, er will seine Verbindlichkeit für die Mahlzeiten bei seinen Verwandten auf eine gute Art vergelten; er hört von seiner vornehmen Cousine, einer Präsidentin, daß sie sich einen der beliebten Rokokofächer wünscht, und er ruht nicht eher, bis es ihm gelingt, von einem noch unerfahrenen Trödler ein Meisterstück Watteau's einzutauschen. Ganz stolz und fröhlich eilt er zur Eßstunde in das Haus der Präsidentin, die mit ihrer Tochter unangenehm von der Meldung des unwillkommenen Gastes überrascht wird und die Jose laut ausschilt, weil sie verkümmte zu sagen, die Herrschaft sey nicht zu Haus. Pons legt unterdessen im Vorzimmer seinen übergezogenen Spenser ab und tritt mit mehr Sicherheit als gewöhnlich ein, indem er mit altfranzösischer Galanterie seine Gabe darbringt. Die Mienen der Empfängerin hellen sich auch wirklich auf; in der Freude darüber geht dem armen Pons das Herz auf, und er erzählt seinen Triumph über den Trödler, dem er mit so vieler Schlaueit für eine Kleinigkeit den köstlichen Fächer abgeschwaigt hat. Die vornehme Cousine fühlt jedoch gar keine Sympathie mit dem Kunstkenner

und glaubt, was nicht viel kostet, sey auch nicht viel werth. Pons geräth darüber außer sich und bemüht sich, ihr etwas mehr Kunstgeschickte beizubringen, um Balteau würdigen zu können. Als sie durch seinen Eifer endlich wieder überzeugt ist, daß sie für das werthvolle Geschenk Dank schuldet, kränkt sie den armen Geber mit dem unzarten Versprechen, das Diner solle um so trefflicher seyn, anstatt ihm ein dankbares Wort zu sagen. Indessen verschluckt er diese Pille noch mit Selbstverleugnung; als er aber bemerkt, daß Mutter und Tochter sich zuwinkten, daß Letztere hinausgeht und mit der Befe eine grobe Intrigue verabredet, wonach eine fingirte Einladung an beide Damen bestellt wird, und die Präsidentin noch obenein die Unzartheit hat, ihn zu bitten, er möge es sich doch ja allein schmecken lassen, die Diensthoten würden sonst das gute Essen verzehren, da fühlt er sich doch zu tief verletzt, er flüht fort, nimmt sich nicht Zeit, seinen Spenser wieder anzuziehen, und kommt mit wankenden Füßen zu Hause an, wo sein treuer Schmuck eben genügend sein Mittagessen verzehrt, ein Ragout von ausgekochtem Rindfleisch mit Zwiebeln, das ihm Jahr aus Jahr ein trefflich mundet und fast nichts kostet, denn die Portiersfrau besorgt, als eines ihrer Nebengeschäfte, seinen Tisch und holt zu diesem Behufe vom nächsten Speisehause die billigsten Leberreste.

Der gute Schmuck ist außer sich vor Freude, als sein in der Welt mißhandeltes Freund ihm anständig, er werde fortan immer mit ihm zu Hause essen und den Genüssen des Gaumens entsagen; Schmuck begehrt den ersten Tag, wo dieser Vorsatz ausgeführt wird, wie ein Fest, er versteht sich mit der Portiersfrau, die ihrerseits auch froh ist, ihre „beiden Herren“ zu beköstigen, und mit Eifer Schmuck's Befehle, ein Göttermahl herbeizuschaffen, ausführt. Aber der genügsame Deutsche hat keine Ahnung von der Verwöhnung täglichen Wohllebens; was ihm köstlich erschien, lockte nur ein schwaches Beifallszeichen der Rücksicht bei seinem Freunde Pons hervor, und als nun gar der gewöhnliche Zuschnitt der Mahlzeit wieder eingeführt werden mußte, da ließ Pons den Kopf hängen, wie eine Pflanze, der es an Sonnenschein fehlt. Es war nicht bloß die Entbehrung der Tafelkräuter, sondern auch das monotone Leben ohne Gesellschaftsreiz und besonders die schlechte Behandlung seiner Verwandten, was ihm am Herzen nagte.

(Schluß folgt.)

## Kaukasien.

### Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

(Erzählt von einem „russischen Offizier“ in der Revue Indépendante.)

(Schluß.)

Die Dörfer der Bergbewohner im Kaukasus gleichen kleinen Festungen. Sie bestehen aus einer Menge Häuser, die ohne regelmäßige Ordnung aber ohne große Zwischenräume neben einander stehen und mit einer ziemlich hohen Mauer von Backsteinen oder einer dichten lebendigen Hecke umgeben sind, worin sich eine oder zwei Oeffnungen befinden, die während der Nacht verschlossen sind. Von der Höhe des Plateaus sahen wir mehrere Feuer im Dorfe brennen, ein sicheres Zeichen, daß der Feind unsere Ankunft gar nicht vermuthete, sondern in voller Sicherheit sich glaubte. Hundert Kosaken empfingen Befehl, sich ohne Geräusch und mit der größten Vorsicht an dem Abhange des Plateaus gegen das Dorf hinzuziehen und sich an dem einen der beiden Eingänge in dasselbe aufzustellen; hundert andere wurden auf ähnliche Weise nach dem zweiten Eingange beordert. Nachdem sämtliche Befehle erteilt waren, setzte sich der General ruhig auf einen Stein und ließ sich von einem Kosaken seine Pfeife anzünden.

Ich fragte ihn, warum wir nicht unverzüglich angegriffen, so lange das Dorf noch im Schlaf begraben lag. Er antwortete ruhig: die Hunde werden schon von selber das Zeichen geben. Ich verstand anfangs nicht, was er damit sagen wollte; aber als bei den ersten Strahlen der Sonne die Stimme der Muezzins, welche das muhammedanische Volk zum Morgengebete rufen, erscholl, begriff ich seine unverständliche Antwort. Denn bei dem ersten Laut der Muezzins stürzten die Soldaten zum Angriff, welcher mit einer Musketensalve begann. Darauf stürzten sich die Kosaken auf die Pallisaden, erbrachen die Thore und drängen in das Innere des Dorfes ein. Die Escherkessen waren schnell auf den Füßen, und es begann eine jener Meutereien, welche bei dieser Art Kriegsführung eben so häufig als unvermeidlich sind. Die Feinde vertheidigten sich wie die Löwen. Jedes Haus war eine kleine Festung, an deren Fuß eine große Zahl von Kosaken todt oder verwundet niederstürzte. Man sah Weiber, Kinder, Greise mit der ganzen Energie, welche die Liebe zum häuslichen Heerde und das Vaterlandsgelühl verleiht, sich den Angreifern entgegenwerfen. Während der eine Theil unserer Soldaten kämpfte, ließ der andere in die Ställe, um die Pferde, Ochsen und Schafe herauszutreiben. Sobald die Beute für hinreichend gehalten wurde, ließ der General zum Rückzuge blasen.

Während des Kampfes waren mehrere Einwohner in die nächsten Dörfer geflohen, um Hilfe gegen den Feind zu suchen. Und kaum hatten wir angefangen uns zurückzuziehen, als wir einige Reiter, später sogar zahlreiche Abtheilungen der Escherkessen auf unseren Seiten erblickten, die sämtlich nach einer Richtung und in größter Eile nach den schneebedeckten Gipfeln des Gebirgsabhanges hinsagten, ohne uns anzugreifen. Ich fragte daher, erkannst über dies Manöver, was sie beabsichtigten? Ich würde es früh genug selbst sehen, antwortete er. Als wir an dem gefährlichen Fußpad wieder angelangt waren, den wir im Scherz unsere Thermopylen nannten — denn es hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, um uns bis auf den letzten Mann zu vernichten, fanden wir ihn durch unsere Infanterie besetzt, welche unseren Rück-

zug auf einer Straße von ungefähr vier Werste bis zum Eingange eines Waldes deckte, in dem sich eine lichte Stelle von etwa vierhundert Fuß im Durchmesser befand. Dieser für die Errichtung eines Lagers sehr geeignete Ort war zum Sammelplatz für sämtliche Truppen bestimmt. Die cirassischen Reiter, welche ich in so großer Eile hatte fortjagen sehen, richteten ihren Lauf gerade auf diese enge Passage, aber unsere Infanterie hatte sie so kräftig zurückgeworfen, daß sie alle Hoffnung aufgeben mußten, uns anzuhalten.

Wie hatten einige Gefangene gemacht. Während der unglücklichen Verwirrung, die auf die Ueberrumpelung des Dorfes gefolgt war, waren sie durch einander auf die Karren geworfen worden, in denen das Gepäck und die Beute transportirt wurde. Als wir eben den Sammelplatz erreicht hatten, erließ der General, der während des Kampfes von eben so großer Kälte und Unbeugsamkeit war, als er nach dem Siege sich theilnehmend und gutherzig bewies, den Befehl, daß die Gefangenen von den Karren herabgenommen und mit größtmöglicher Schonung behandelt würden. Es waren Frauen, Kinder und Greise, sämtlich im Schlummer überrascht, und daher fast unbekleidet. Die Kinder wurden ihren Müttern zurückgegeben. Man vertheilte Pelze, Decken und bereitete für die Frauen, welche einer höheren Klasse anzugehören schienen, Betten. Unter der Zahl der Gefangenen befand sich auch eine Prinzessin oder, richtiger gesagt, die Tochter eines der mächtigsten Anführer aus dem Stamme der Abesschen, welche sich in jener Nacht zufällig im Dorfe befunden hatte. Dieses junge Mädchen, das von außerordentlicher Schönheit war, wurde die Heldin einer interessanten Episode, die wir sogleich mittheilen werden.

Während unsere Soldaten mit der Bereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt waren, fragte ich den General, was aus den zahlreichen Reitern geworden sey, die wir vorhin auf dem Kamme der Gebirge erblickt hatten. Anstatt auf meine Frage zu antworten, richtete er eine andere an mich: „Wie viel Escherkessen, meinen Sie wohl, sind jetzt in diesem Walde rings um uns versammelt?“ In meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß der ganze Stamm sich erhoben habe und mehr als zehntausend Menschen, bereit zum Angriff auf uns, den Wald umgaben. Ich konnte mich nicht enthalten, einen unruhigen Blick um mich zu werfen, als ich in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritt vom Saum des Waldes ein lange Linie unserer Scharfschützen erblickte, die sich theils auf den Boden gestreckt hatten, theils hinter Baumstämmen oder in einem kleinen Gebüsch versteckt waren, ihre Gewehre im Anschlag haltend und zu gleicher Zeit eine vollständige Unbeweglichkeit beobachtend.

Einen Augenblick später wüthete eine fürchterliche Gewehrsalve; es waren die Escherkessen, welche uns angriffen. „Willkommen!“ — rief der General, indem er höflich den Hut zog. Eine zweite Salve schloß uns einen Hagel von Kugeln zu, die rings um uns einschlugen. Wir rührten uns nicht. Die Escherkessen hatten die Absicht, uns einzuschüchtern. Stutzig gemacht durch unser Schweigen und ermutigt durch unsere Beweglosigkeit, näherten sie sich unserer Lagerplätze und wagten sich in das niedere Gebüsch, worin die Scharfschützen lagen. Jeder derselben konnte jetzt seinen Mann aufs Korn nehmen und so kam es, daß, als das Signal gegeben wurde, eine beträchtliche Zahl von Escherkessen todt oder schwer verwundet niederstürzte; während der Rest sich in voller Eile zurückzog, luden unsere Soldaten von neuem. Aber die Escherkessen ließen sich nicht zurückschrecken. Sie drangen mehrere Male vor und mußten eben so oft mit großem Verlust sich zurückziehen. Auch wir hatten empfindlich gelitten, aber alle Anstrengungen des Feindes konnten uns nicht dazu vermögen, unser Lager eher aufzuheben, als bis wir unser Mahl beendet hatten.

In einer kleinen Lichtung des Waldes erblickten wir hundertundfünfzig bis zweihundert escherkessische Reiter, welche einen neuen Angriff vorzubereiten schienen. Fünfzig Kosaken wurden gegen sie abgesandt. Hinter ihnen ließ der General die vier Kanonen, welche mit Kartätschen geladen waren, auffahren. Sobald die Escherkessen die Kosaken gegen sich anrückten sahen, stießen sie ein fürchterliches Geheul aus, indem sie ihre Säbel schwingend sich zum Angriff rüsteten, als plötzlich die Kosaken ihre Reihen öffneten und einem fürchterlichen Kartätschenfeuer Bahn ließen. Menschen und Pferde, Todte und Verwundete, die einen über die anderen stürzend, bildeten eine verwirrete Masse, welche wie eine unübersteigbare Barriere dem Eifer der Kosaken Einhalt that. Nachdem sich der panische Schrecken, der die Escherkessen ergriffen, etwas gelegt hatte, warfen sie sich auf ihre Todten und Verwundeten, um sie mit sich fortzuziehen. Auch wir hatten Todte und Verwundete genug, die wir mitzunehmen gezwungen waren, weil es in diesem Lande, wie in manchen anderen Ländern Asiens und Afrika's für eine Schande gilt, die Todten in der Gewalt des Feindes zu lassen. Die Todten wurden auf die Pferde gebunden. Um die Verwundeten fortzubringen, wurden aus Baumzweigen schnell rohe Bahnen gebildet, deren vier Enden an die vier Steigbügel von je zwei Pferden dergestalt befestigt wurden, daß das erste Pferd voraufragte und das zweite hinter der Bahre folgte. Eine Abtheilung Kosaken erhielt den Befehl, je einen Mann jeder Bahre zur Bewachung beizugeben, während die übrigen den ganzen Zug umgeben und beschützen sollten. Eine andere Abtheilung der Kosaken, welche dem Beute-Konvoi das Geleit gab, bildete die Arriergarde des Hauptcorps, dessen Seiten von den am besten Berittenen gedeckt wurden. Der General befand sich mit dem Kern seiner Truppen in dem Hintertreffen.

So marschirten wir, von Rinderherden, Gepäckwagen, Todten, Verwundeten, Gefangenen begleitet, langsam und auf unbekanntem Fußpfaden, zuweilen durch ganz unwegsame Gegenden vorwärts. Während des Rückzuges hatte jenes junge Mädchen ein Pferd bestiegen, welches sie unter den erbeuteten als das ihrige erkannt hatte. Sie wurde von einem der uns ergebenden Escherkessen bewacht, dem der General ausdrücklich die unangenehmste Aufmerk-

famelt auf die Gefangene empfahlen hatte. Sie war mit einem langen Schleier bekleidet, der vom Haupt bis auf die Füße niederfiel, nur indeß ihre Gesichtszüge, die einen eigenthümlichen Ausdruck von Schwermuth und Sanftheit zeigten, und besonders ihre Augen ganz zu verhüllen, die sie stets auf die Berge gerichtet hielt. Als diese nach und nach aus unsern Blicken verschwanden, je weiter wir uns von ihnen entfernten, sah man auf ihrem engelhaften Gesicht eine tiefe Verzweiflung sich widerspiegeln. Kaum warf sie einen Blick auf ihre Umgebung. Schweigend und nachdenklich würdigte sie die wohlwollenden Äußerungen, die man an sie richtete, kaum einer Antwort. Indeß wurde sie, je näher wir dem Ziel unseres Marsches kamen, ruhiger und heiterer. Einige Offiziere, die sich gleich mir für das Schicksal der schönen Bergbewohnerin interessirten und sich über die glückliche Veränderung freuten, theilten ihre Bemerkung dem General mit. Aber der General war in der Politik ein vollendeter Skeptiker und mißtraute daher sogleich, daß das junge Mädchen böse Absichten habe, weshalb er dem sie eskortirenden Eskortführer verstärkte Befehle erteilte, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Nachdem wir mehrere Abgründe und Bergströme überstiegen und mehrere Nächte hindurch auf der Erde ohne weitere Bedeckung, als die uns unsere Decken gewähren konnten, zugebracht hatten, gelangten wir endlich an das Ufer der Ehofta, deren brausende und reißende Gewässer, in ihrem Laufe durch ungeheure Felsblöcke aufgehalten, sich schäumend und sprudelnd in ein wunderschönes Thal hinabstürzten. Der Strom konnte nicht ohne große Schwierigkeiten überschritten werden. Man fand eine passende Stelle, auf welcher der Uebergang versucht wurde. Die Kavallerie und Infanterie gelangten ohne Gefahr hinüber, als aber die Reide an die Artillerie kam, stürzte eine Kanone nebst der Lafete in den Strudel und konnte nur nach einer Arbeit von mehreren Stunden wieder herausgebracht werden. Die Gefangenen und das ganze Gepäck wurden höher hinauf an einer anderen Stelle übergesetzt.

Der General war bei der tiefer gelegenen Uebergangsstelle geblieben und war bei der Auswindung der Kanone thätig, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten und ein weißer Körper, gefolgt von einem schwarzen, in den schäumenden Wogen des Bergstromes mit der Schnelligkeit des Blizes vor unsern Augen vorübergerissen wurde. Es war die junge Eskortführerin und ihr Wächter. Zu der Mitte des Flusses angelangt, hatte sich das schöne Kind von seinem Pferde geworfen. Sogleich war ihr der treue Begleiter gefolgt, um sie zu retten. Zwanzigmal war er auf dem Punkte, von den Wogen verschlungen oder gegen die Felswände geschleudert zu werden, bevor er sie erreicht hatte, und als er sie endlich mit starker Hand gefaßt hatte und im Begriff war, sie ans Ufer zu ziehen, rieß sie ihn zurück und entschlüpfte ihm aufs neue. Einmal, von einer Art erbabener Wuth gegen ihren Verfolger erfaßt, umschlang sie seinen Körper und versuchte es, ihn mit sich auf den Grund zu ziehen. Wir waren Zeugen dieses furchtbaren Kampfes. Der Eskortführer, ein junger kräftiger Mann von athletischer Körperbildung, wäre fast das Opfer seiner Treue geworden, da er lieber untergehen, als seine ihm anvertraute Beute fahren lassen wollte. Das junge Mädchen, eine schlank und zartgebaute Gestalt, aber von einer seltenen moralischen Energie und einem unbeugbaren Willen, wollte ihrerseits lieber sterben, als in der Gefangenschaft leben. Aller Blicke waren auf die beiden Kämpfenden gerichtet; Alle hielten ihren Athem an; kein Wort, kein Schrei, keine Bewegung verriet die innere, aufs höchste gesteigerte Theilnahme. Der Eskortführer konnte sich nur mit der größten Anstrengung von der gewaltigen Umschlingung des jungen Mädchens losmachen. In einem dieser verzweifeltsten Augenblicke ließ er sich seine Beute wieder entschlüpfen. Sie fiel und verschwand unter den Wellen, um jedoch gleich darauf wieder an die Oberfläche zu kommen. Jetzt faßte sie der Eskortführer bei ihren langen Haaren und schleppte die von Ermüdung Erschöpfte an das Ufer des Flusses. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gedauert.

Ähnlich den schönen Marmorstatuen, welche uns von den antiken Meistern erhalten sind, um die modernen Künstler in Verzweiflung zu setzen, stand die junge Eskortführerin zitternd, aber nicht besiegt, auf dem feinen Flußufer. Ihr Schleier hatte sich während des Kampfes gelöst und war durch den Fluß fortgerissen worden; so wurde ihr schöner Körper nur von einem weißen und durch die Kälte sich fest um alle Formen legenden Eise bedeckt. Ihr schwarzes Haar fiel über ihre Brust und Hüften in langen Wellen herab; ihre schönen, schwärmerischen Augen waren fortwährend auf den Fluß gerichtet und schienen mit einer Art von sehnsüchtiger Verzweiflung in den rauschenden Abgrund zu starren.

Der General sah näherte sich der jungen Eskortführerin und betrachtete sie einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich gegen einen der uns verhandelten Eskortführer und fragte: „Wieviel russische Gefangene würde der Feind gegen das junge Mädchen eintauschen?“ — „Sechs!“ — antwortete der Eskortführer. „So nehmt sie!“ — sagte der General — „und bringt mir morgen sechs russische Gefangene.“ Der Eskortführer nahm die rechte Hand des Generals in die seinige, führte sie an die Stirn und küßte sie darauf als Zeichen des Gehorsams und der Dankbarkeit. In dem die junge, stolze Bergbewohnerin vor dem General vorbeiging, maß sie ihn mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und hüllte sich in einen neuen Schleier ein. Darauf verschwand sie aus unsern erschauten Blicken.

Am anderen Morgen erschienen die sechs russischen Gefangenen, welche zur Auswechslung bestimmt waren, im Lager. Unsere Expedition gegen den Stamm der Eskortführer wurde nicht ohne große Verluste beendet. Wie wir den fortwährend durch die unermüdeten Bergbewohner beunruhigt, so daß wir in stetem Kampfe begriffen marschiren mußten. Erst als wir den Ausgang der Berge erreicht hatten und in das offene Feld gelangten, hörte ihre Verfolgung auf, bis wir endlich in unsere Kantone und Festungen nach einer Abwesenheit von zehn bis zwölf Tagen zurückkehrten.

## Norwegen.

### Heinrich Bergeland's Denkmal.

(Nach dem Alttaublad.)

Es ist bekannt, daß Heinrich Bergeland, der geistvolle norwegische Dichter und Schriftsteller, es sich zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, den Befennern des jüdischen Glaubens, welche die norwegische Verfassung vom Bande ausschloß, die Annahme und gleiche bürgerliche Rechte zu erkämpfen. Ein Theil der in Stockholm befindlichen jüdischen Gemeinde, und namentlich die jüngeren Glieder derselben, machte daher nach des Dichters Tode (1843) den Vorschlag, dem um das Schicksal ihrer Glaubensgenossen so hochverdienten Manne auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten. Die Gemeinden in Solingen, Norwöping und Kopenhagen betheiligten sich bei dem ehrenvollen Unternehmen, und es wurde nach Chiemi's Zeichnung und Salmson's Modellen ein gusseisernes Denkmal in Form eines gothischen Tempels angefertigt. Die Vorderseite des bereits vollendeten Kunstwerkes trägt die Inschrift: „Henrik Bergeland — geb. 1808, gest. 1843 — der unermüdete Kämpfer für Freiheit und Recht.“ auf der Rückseite liest man: „Die dankbaren Juden außerhalb Norwegens Grenzen errichteten ihm dieses Denkmal 1847.“ Im Innern des Tempels ist die wohlgetroffene Büste des Dichters aufgestellt.

Da die norwegischen Gesetze den Errichtern des Denkmals den Eintritt in Norwegen verweigern, so ereignete sich der eigenthümliche Fall, daß die feierliche Einweihung desselben nicht am Orte der Bestimmung erfolgte, sondern daß man, vor Abgang desselben in Stockholm selbst neben der Fabrik, in welcher es gegossen worden, dem Andenken des hingeschiedenen Sängers und Menschenfreundes ein Fest feierte.

Dieses Fest erhielt durch die dabei stattgefundenen Reden, welche die wichtige Tagesfrage der Emancipation der Juden nicht unberührt lassen konnten, einen so allgemeinen Charakter, daß eine nähere Schilderung desselben auch außerhalb der Grenzen Scandinaviens wohl auf Theilnehmer rechnen darf.

Nach Enthüllung des Denkmals trat zuerst ein Mitglied der jüdischen Gemeinde, Herr Lippmannson, auf, der in einer effektvollen Rede die Verdienste des Verstorbenen um die Anregung der Judenfrage, die auf seine Wirksamkeit sich stützenden Hoffnungen und die Trauer über seinen Tod schilderte, woran er endlich Wünsche für einen glücklichen Erfolg seines Strebens anknüpfte. Er sagte unter Anderem: „Es gehört, Gott Lob, nicht mehr zu den seltenen Erscheinungen, daß Christen — in der wahren Bedeutung des Wortes — mit Edelmut in die Schranken treten, um den Juden die ihnen verweigerten Rechte zu erkämpfen. Namen, wie die eines Krug, Detvös, Stredfuss, Steinaeder und endlich Bergeland, glänzen als leuchtende Sterne am Himmel der Gewissensfreiheit, und auch unser Vaterland birgt solche ehrenhafte Streiter in seinem Schooß. Bei ihrem Auftreten erfüllt sich der Israeliten Herz mit hoffnungsvoller Erwartung; doch es fragt sich: Sind auch die Waffen dieser Kämpfer von der Kraft der Alles durchbringenden Wahrheit hinlänglich scharf, um sich einen Weg zu bahnen zu den Herzen, um welche der Haß, die Zwietracht und das Vorurtheil einen so starken Panzer schmieden konnten? Werden endlich die Menschen zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Rechte des Menschen einen edleren und älteren Ursprung haben, als die des Bürgers? Wird es die Welt endlich beherzigen, daß Gott die Menschen nach seinem Ebenbilde schuf, und daß Verschiedenheit der Religion dieses edle, von Gott stammende Zeichen an seiner Stirn nicht in ein Kainszeichen verwandeln darf? Wie lange wird noch die Religion, welche das Scepter der Liebe führt und sich eine Tochter der jüdischen nennt, diejenigen Söhne des gemeinsamen Vaterlandes, welche die ehrwürdige Mutter nicht verlassen wollen, stiefmütterlich behandeln? . . . Verdient schon jedes ernste, eifrige Streben für unsere Sache unsere innige Dankbarkeit: so war wohl die fast unerhörte Ausdauer, welche Bergeland bis zum letzten Augenblick seines Lebens an den Tag legte, ganz vorzüglich geeignet, und mit der höchsten Bewunderung zu erfüllen. — Schon auf das Krankenlager geworfen, flocht er mit zitternder Hand die unverwundlichen Kränze, welche er „der Jude“ und die „Jüdin“ nannte. Sterbend blies er mit erschauendem Finger auf den Fleck, der noch von früher Zeit her auf dem spiegelblanken Schilde der norwegischen Constitution haftet, und mit dem letzten Sandkorn des Stundenglases seines Lebens suchte er denselben abzuwischen, doch — der Sand lief zu Ende — über der Asche ruht das Monument — Bergeland ist nicht mehr!“

Hierauf hielt der Probst Afzelius eine Rede, worin er daran erinnerte, wie sich die Weltgeschichte oft aus einem kleinen, Vielen unbemerkten Anfange entwickelt, sofern in dem zarten Keime die Lebenskraft ruht, welche allein über Zeit und Vorurtheile siegt, nämlich Wahrheit und Menschenliebe. So erschien ihm das Fest, welches so Viele um das treffliche Denkmal versammelte. Er schilderte die früheren Verfolgungen der Juden, Bergeland's Wirksamkeit für ihre Sache in Norwegen u. s. w.

Alsdann trat der norwegische Staatsminister Due auf und hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Rede, welche etwa folgendermaßen lautete: „Als ein Landsmann Heinrich Bergeland's, als derjenige, welcher sein ausgezeichnetes Dichtertalent hochschätzte und zugleich mit lebhaftem Interesse seinen Bestrebungen für Menschenwohl, Aufklärung, Freiheit und alle wichtigen Fragen seines Vaterlandes folgte, kann ich nicht ohne Rührung dieses Denkmal betrachten, welches bald sein Grab zieren soll.“

„Es ziemt mir nicht, den zu früh Dahingegangenen hier dadurch zu ehren

daß zwei seiner berühmtesten Dichtungen, welche in Norwegen sehr populär geworden.

daß ich mich über seinen Werth als Mensch und Dichter verbreite; auch wird dieses nicht, wenigstens in dieser Versammlung, gefordert werden, denn eben hier ist die Bedeutung des jetzt enthüllten Denkmals so wahr als schön geschildert worden und Bergeland's Namen ward eine eben so begründete als ehrenvolle Huldi- gung. Indem ich dafür meinen wärmsten Dank ausdrücke, bitte ich nur um die Erlaubniß, einige Worte an diejenigen richten zu dürfen, welchen dieses Denkmal sein Entstehen verdankt, an diejenigen, welche auf eine für den heim- gegangenen Landsmann so ehrende Weise seine letzte Ruhestätte schmücken.

„Edel und uneigennützig war die Bewegung, welche Heinrich Bergeland dazu antrieb, mit der ganzen Fülle seines treuen Herzens die Emancipation der Juden in Norwegen zu umfassen und, wie für eine der wichtigsten Auf- gaben seines Lebens, thätig zu seyn für die Aufhebung einer dem wahren Christenthum und den allgemeinen Menschenrechten widerstehenden Bestim- mung in unserem Grundgesetz — einem Grundgesetz, welches in allen anderen Beziehungen den Geist der Freiheit und Gleichheit, die Humanität und Libe- ralität so innig athmet.

„Edel und uneigennützig, wie dieser Beweggrund, ist auch der Beweis von Erkenntlichkeit, wovon dieses Denkmal so deutlich Zeugniß giebt. — Heinrich Bergeland legte einen Keim, welchem der Himmel seinen Segen nicht vor- enthalten wird. Schon konnte er mit liebevoller Hand die zarte Pflanze, welche trotz des unfruchtbaren Erdreichs freudig aufwuchs, pflegen; schon stützte er selbst, und mit ihm viele Rechtschaffene, den schwankenden Stengel, aber — der Herr über Leben und Tod setzte ihm mitten in der Arbeit ein Ziel, es wurde ihm nicht vergönnt, die Frucht reifen, den Koststod auf unserer Ver- fassung blankem Schilde abgewaschen zu sehen. Nicht das erreichte Ziel, nicht das vollendete Werk wird also hier belohnt; es ist der hohe, sittliche Gedanke, das rastlose Wirken, der gute, feste, kraftvolle Wille für eine große, edle Sache, die anerkannt und geehrt wird. — Wenn die Juden ihrem warmen Lobredner in Norwegen, dem ihnen persönlich unbekanntem Heinrich Bergeland dieses Denkmal errichten, so hat eine solche That ein Anrecht auf doppelte An- erkennung. Ich spreche dies von ganzem Herzen aus und benutze mit Freunden diese Gelegenheit, um sowohl in meinem eigenen Namen, als in demjenigen der meisten meiner aufgeklärten, vorurtheilsfreien Landsleute unsere Er- kenntlichkeit für diese Art und Weise, womit sein Gedächtniß geehrt wird, zu bezeugen.

„Ich verbinde hiermit den persönlichen aufrichtigen Wunsch, es möge die Zeit nicht mehr fern seyn, wo sich der Jude, nicht gehemmt durch ein intole- ranten Gesetz, als norwegischer Bürger, frei in meinem freien, glücklichen Vater- lande bewegen kann.

„Auf norwegischem Boden — auf der Stelle, wo dieses Monument sich erhebt, wird es nicht länger den Juden verbannen, damit er neben dem Kranz, den der Normanne seinem Lieblingsfänger sticht, seinen eigenen legen dürfe für den Menschenfreund, den Judenfreund, Heinrich Bergeland.“

### Mannigfaltiges.

— Schwarze und Weiße. Unsere Leser werden sich noch der leider eben so wahren, als ergreifenden Schilderungen erinnern, die unser geschätzter Mitarbeiter, Herr Dr. Delsner-Monmerqué, in diesen Blättern von der mit dem Sklavenhandel verbundenen Noth, List und Grausamkeit der Verschif- fung afrikanischer Neger nach den Kolonien gegeben hat. Von mehreren Seiten ward nach Veröffentlichung dieser mit großem Beobachtungs- und Dar- stellungstalent abgefaßten Skizzen dem Verfasser der Wunsch zu erkennen ge- geben, einerseits von ihm zu erfahren, was aus dem Sklavenschiffe, dem räth- selhaften, mulattischen Superlargo, dem nichtswürdigen französischen Capitain, dem alten ehrlichen Thomson und den beiden heroischen Regerkindern, Jupiter und Venus, geworden, und andererseits die graphische Darstellung des Regelerbens in Zanzibar und des Sklavenlebens auf dem „Satan“ durch eine Schilderung des Koloniallebens vervollständigt zu sehen. Diesem Wunsche ist der Verfasser nachgekommen, indem er so eben in der jungen, thätigen Verlagshandlung von Franz Schlodimann in Bremen eine Sammlung seiner Skizzen aus Bourbon unter dem Titel „Schwarze und Weiße“ herausgegeben. Wir zweifeln nicht, daß dieses Buch sehr bald eine große Verbreitung fin- den und seinem Verfasser auch noch in anderen Leserkreisen, als dem unserer Zeitschrift, den wohlverdienten Ruf eines anziehenden Erzählers verschaffen werde.

Der neu hinzugekommene Theil des Buches, welcher „Kolonialleben“ be- titelt ist, führt den Leser auf ein dem deutschen Publikum größtentheils noch ganz unbekanntes Gebiet: in die französische Kolonie der Insel Bourbon, die, wenn sie auch mancherlei Gemeinsames mit englisch-westindischen Kolonien hat, doch viele unverkennbar eigenthümliche Züge darbietet, welche auf ihre Verwandtschaft mit dem Mutterlande und dessen Corruptionen nur allzu sehr hinweisen. Solche Kreolen und Kreolinnen, das wird man zugeben, können weder aus englischem, noch aus holländischem, noch aus sonst einem nord-euro- päischen Blute entsprossen seyn, das sich auf der anderen Hemisphäre in dort gezeugten Kolonien fortpflanzt; sie tragen vielmehr die Kennzeichen ihrer südlich-

romanischen Abkunft an der Stirn, gleich den jetzt von einem Häuflein Jankees in die schimpflichste Flucht geschlagenen Mexikanern. Die Kreolen haben alle Feh- ler ihrer europäischen Vorfahren, ohne deren Tugenden zu besitzen, die, besonders in tropischen Klimaten, eben so wie ihr physischer Knochenbau, erschaffen und degeneriren. Erst jetzt beginnt Frankreich endlich, und zwar der bevorstehenden Sklaven-Emancipation wegen, ernstlich daran zu denken, daß der moralische Unterricht sich mehr in seinen Kolonien verbreite und daß die Geistlichkeit derselben aus würdigen, ihrer Aufgabe gewachsenen Männern bestehe. „Noch vor wenigen Jahren“, sagt Herr Dr. Delsner-Monmerqué, „schickte man fast ausschließlich nach den Kolonien diejenigen Priester, die von den Bischöfen aus den vaterländischen Diöcesen als Laugenchichte entlassen waren. Zu oft waren es leidenschaftliche Menschen, die deshalb Strafe erleiden mußten, weil sie sich Ausschweifungen hingeeben hatten. Bei solchen Lehrern der Moral durfte schwerlich gegen die Immoralität Schutz vorhanden seyn . . . Die wahre Religion und ihre Wohlthaten werden also erst jetzt in die französischen tropischen Niederlassungen eingeführt.“

Mit der allgemeinen Charakterschilderung der französischen Kreolen und des Koloniallebens überhaupt geht in diesem Theile des Buches die besondere Geschichte des Barons von Gaitar — welcher niemand anders ist, als der uns bekannte mulattische Superlargo — seiner Frau Gemahlin, des Jupiter und der Venus, so wie der übrigen aus dem Schiffbruche des „Satan“ geretteten Per- sonen Hand in Hand. „Durch die stets beigefügte, öfters auf Thatfachen be- ruhende Analyse der Charaktere in ihrer psychologischen Entwicklung wird die Beurtheilung ihrer Wahrscheinlichkeit ein Leichtes.“ Allerdings klingt Manches in diesen Erzählungen unglaublich, aber mit Recht bemerkt der Verfasser, daß oft dem Unglaublichen nichts näher liege, als das buchstäblich Wahre.

Herr Dr. Delsner-Monmerqué, der, eben so wie sein Name, von deut- scher und französischer Abstammung zugleich ist, hat Gelegenheit gehabt, das Kolonialleben der Franzosen recht gründlich kennen zu lernen, da er mehrere Jahre lang Herausgeber des Moniteurs der Insel Bourbon war. Als Fort- setzung seines gegenwärtigen Werkes, welchem als gelehrter Anhang zwei geo- graphische Abhandlungen über die Inseln Bourbon und Madagaskar beigege- ben sind, hat uns der Verfasser aus einem anderen Theile seiner persönlichen Beobachtungen eine Sammlung „Pariser Corruptions-Skizzen“ versprochen, denen wir, da sie gewiß nicht minder naturwahre Schilderungen wie die Kolo- nialskizzen enthalten werden, mit gespannter Erwartung entgegensehen.

— Der italienische Zollverein. Bereits vor mehreren Jahren (1841) wurde von den französischen National-Ökonomen de la Bourais und Bères, welche über den deutschen Zollverein und dessen wohltätige Ein- wirkungen auf die Nationalgesinnung und die Nationalwohlthat Deutschlands geschrieben hatten, darauf hingewiesen, daß ein ähnlicher Zollverein in Italien auch dort ähnliche wohltätige Folgen haben würde. Von dem richtigen Ge- danken einer Aufhebung aller Zollgränzen zwischen solchen Staaten ausgehend, welche durch viele gleichartige oder sich ausgleichende Interessen auf einander angewiesen sind und sich daher gegenseitig in ihrem Wohlstande nur heben können, predigten die genannten französischen Publizisten nicht, wie Herr Cob- den, oder sein Landsmann, Herr John Prince Smith, den sogenannten freien Handel, der nur den Engländern und einigen Hansstädten von entschie- denem Nutzen seyn würde, sondern einen wirklich freien Handel, wie er durch Associrung der europäischen Länder zu verschiedenen großen Zollsystemen auf naturgemäße Weise zu erreichen wäre. Unter diesen Systemen verstanden sie, außer dem deutschen, welches ganz Deutschland in Vereinigung mit Holland und dessen Kriegsstotte bilden würde, und dem obgedachten italiä- nischen, auch die folgenden: einen französischen durch die Zollvereinigung von Frankreich mit Belgien, der Schweiz und Savoyen; einen pyrenäi- schen durch die Zollvereinigung von Spanien und Portugal; einen unga- risch-transdanubischen durch die Zollvereinigung von Ungarn, Slavo- nien, Serbien, den Fürstenthümern Moldau und Wallachei bis zu den Donau- mündungen (Deutsch-Oesterreich würde dem deutschen und das lombardisch-venetianische Königreich dem italienischen Zollverein angehören); einen skan- dinavischen u. s. w. Daß die Ausführung dieser Idee, so viele historische und politische Gränzschneiden ihr auch im Wege stehen, doch näher liege, als die des Herrn Cobden, beweist der kürzlich (am 3. November) zwischen dem Kir- chenstaat, Sardinien und Toskana abgeschlossene Zollvereins-Vertrag, welchem beizutreten auch der König von Neapel und der Herzog von Modena einge- laden worden, und beweist die in Deutschland, trotz der neuen Zwieltachts- saaten, welche die Herren Freihandelsmänner austreuen, immer stärker wer- dende Ueberzeugung, daß nur durch Einigkeit, und zwar auch der materiellen Interessen der verschiedenen deutschen Staaten, die gewünschte nationale Selb- ständigkeit zu erlangen sey. Unter den Italiänern hat jenes Voranschreiten der „Principi riformatori“, wie jetzt der Paps, der König Carlo Alberto und der Großherzog Leopoldo II. genannt werden, die allgemeinste und einmüthigste Begeisterung im Innern des Landes, wie in den Seehäfen erregt, die ihr In- teresse von dem des ersteren nicht trennen wollen. Allerdings würden Livorno und Genua vielleicht eben so gute Geschäfte, wie Hamburg und Bremen, machen, wenn sie ihre eigene, von den Bedürfnissen des übrigen Italien sich absondernde Handelspolitik befolgten; bei dem einmüthigen Nationalgeföhle jedoch, welches jetzt das ganze Land durchströmt, würden es Herr Cobden oder Herr John Prince Smith vergebens versuchen, dort auch einen sogenannten Freihandelsverein im englischen Interesse zu begründen.

\*) Nr. 29 bis 43 des Magazins von d. J.

\*\*) 1 Band, 291 S. in 8. mit dem Motto: Per me si va tra la perduta gente.